

Im vorliegenden Buch hat der Autor diese Erfahrungen zusammengefasst und reflektiert. Durchgängig kommt dabei sein anhaltendes Engagement für die Ziele des Befreiungskampfes zum Ausdruck. Wo er kritische Punkte – etwa Menschenrechtsverletzungen durch die Befreiungsorganisationen – anspricht, geschieht dies deutlich, aber mit gleichsam diplomatischer Diskretion. Zu diesen problematischen Komplexen gehört auch die Präsidentschaft von Jacob Zuma in Südafrika (2009-2018). Schleicher verweist auf seine lange Bekanntschaft mit Zuma und deutlich unterschiedliche Wahrnehmungen zu verschiedenen Zeiten. Freundschaftliche Beziehungen zu anderen Veteranen des Kampfes gegen Apartheid wie Denis Goldberg pointieren eine kritische Distanz zur Entwicklung Südafrikas nach dem Übergang zur Mehrheitsherrschaft 1994. Ähnliches gilt für Namibia. Hier beeindruckt besonders die Irritation, mit der hohe Vertreter der SWAPO 1989 auf die Ereignisse in der DDR reagierten. Dort hatten sie in besonderem Maß Unterstützung für ihren Kampf erfahren, und die Implosion der DDR kontrastierte nun mit dem bei Besuchen und sonstigen Kontakten entstandenen Bild eines kompetenten und effizienten Staates. Schleicher berichtet auch von diplomatischen Gesten der SWAPO-Führung, in denen diese Wertschätzung zum Ausdruck kam, etwa bei den Unabhängigkeitsfeiern, aber auch bei späteren Besuchen hochrangiger Delegationen in Deutschland.

Das Buch bietet so eine durchaus interessante Lektüre, die sowohl im Blick auf die Entwicklung im südlichen Afrika wie auf die DDR und ihr Ende aufschlussreiche Perspektivwechsel erlaubt. Es hätte noch spannender werden können, wenn Schleicher seine Leser*innen nicht verschiedentlich mit dem Verweis auf „interessante Diskussionen“ mit Bekannten und Freunden, auf deren Inhalte er aber – vielleicht aus (übertriebener) diplomatischer Diskretion – nicht weiter eingeht, Tantalus-Qualen erleiden ließe. Von Interesse sind schließlich die Hinweise auf Aktivitäten in Deutschland sowohl im Rahmen deutsch-namibischer Freundschaft als auch von Schleichers Forschungstätigkeit, die im Fortgang der Erzählung auch bibliographisch erschlossen wird.

Reinhart Kößler

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v42i1.16>

Arno Sonderegger: *Afrika und die Welt. Betrachtungen zur Globalgeschichte Afrikas in der Neuzeit*. Wiesbaden: Marix Verlag 2021. 333 Seiten

Arno Sonderegger hat sich mit diesem Band nichts Geringeres vorgenommen, als „ein Gesamtbild von der afrikanischen Globalgeschichte der Neuzeit zu skizzieren“ (99), eine Darstellung Afrikas, „die auf der Wiederaneignung und Vermittlung von Wissen über die afrikanische Vergangenheit basiert und sie als integralen Teil der Weltgeschichte vor Augen führt“ (14).

Im 90 Seiten langen ersten Kapitel geht es darum, in einer „kurzen Geschichte der langen Dauer“ (13) in kondensierter Form die Historie Afrikas vom 15. bis ins 21. Jahrhundert zu vergegenwärtigen. Verstanden werden kann diese Historie niemals als in sich geschlossene, sondern nur als Beziehungsgeschichte, ab Mitte des 15. Jahrhunderts vor allem als Geschichte der Beziehungen zum Globalen

Norden. Die Erschließung der Westküste Afrikas durch die Europäer, dann auch der Seewege nach Indien und Ostasien, den Amerikas und der Karibik sorgten dafür, dass immer weitere Teile des Kontinents viel enger und in asymmetrischer Weise an Vorgänge außerhalb seiner Grenzen angebunden wurden. „Der treibende Motor in dieser Verflechtungsgeschichte war, was Fernand Braudel die ‚Dynamik des Kapitalismus‘ nannte.“ (16) Verbunden war dieser Vorgang der Herausbildung einer kapitalistischen Weltwirtschaft mit vielfältigen Differenzierungsprozessen zwischen den Weltregionen. Dem afrikanischen Kontinent fiel dabei zunehmend die Rolle eines Lieferanten billiger, unter dem Signum der „Rasse“ ethnisierter Arbeitskraft zu. Insbesondere die Plantagenproduktion von Zuckerrohr in der Karibik und den Amerikas, die ausschließlich von aus Afrika geraubten und über den Atlantik verschifften Menschen betrieben wurde, sorgte dafür, dass Sklaverei ein „dunkles Antlitz“ annahm (17).

Der (langsame) Umschwung setzte ein mit dem Verbot des Sklavenhandels durch den *Abolition Act* in England 1807, der sich einerseits der langjährigen Agitationsarbeit einer immer größer werdenden Pressure-Group von philanthropischen Abolitionisten verdankt, andererseits aber auch trefflich mit neueren ökonomischen Entwicklungen zusammenpasste: Die Expansionsmöglichkeiten der Zuckerproduktion in der Karibik waren weitgehend ausgeschöpft, neue Akkumulationschancen erwartete man sich nun eher durch Zugriff auf afrikanische Rohstoffe – Palmöl und Palmkerne v.a. –; um die zu gewinnen, brauchte man Arbeitskräfte vor Ort. Der millionenfache Export von Afrikaner*innen als Sklav*innen wurde zunehmend dysfunktional. „Legitimate trade“ sollte an die Stelle des Sklav*innenhandels treten, Lohnarbeit erschien als das probate Mittel, der Sklaverei weltweit ein Ende zu setzen. Was die Abolitionisten nicht vorausgesehen hatten, war, dass der Übergang zur *cash-crop*-Produktion, insbesondere zur Plantagenproduktion in großem Stil, anders als ursprünglich erhofft, zu einer beträchtlichen Ausweitung der *inner-afrikanischen* Sklaverei führte. Dass gerade diese Ausweitung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts „den auf koloniale Expansion drängenden Kräften in Europa ein wohlfeiles Argument lieferte, die koloniale Aufteilung des Kontinents ... als humanitären Kreuzzug gegen Sklaverei und Sklavenhandel auszugeben, ist eine weitere traurige Ironie der Geschichte“ (117). So nimmt es auch nicht Wunder, dass der Abolitionismus sich schließlich „restlos mit dem neuen in Etablierung begriffenen imperialen Kolonialsystem“ verbündete (156).

Was dieses neben der durchgängig gewaltsam betriebenen territorialen Expansion der europäischen Kolonialmächte neu brachte, war vor allem eine gewaltige Ausweitung der Zwangsarbeit. Der „Grundsatz, dass sich die Kolonien selbst finanzieren müssen, (war) sakrosankt“ (41). Auf der Basis der Freiwilligkeit wären die hierzu erforderlichen Arbeitskräfte nicht einmal annähernd zu rekrutieren gewesen, und so blieb die Zwangsarbeit bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts (in den französischen Kolonien bis 1946) legal.

In den späten 1950er Jahren hatten sich die Entscheidungsträger in den kolonialen Metropolen „damit abzufinden begonnen, ihre afrikanischen Kolonien abzuwickeln“ (44). Von den nun neu entstehenden unabhängigen Staaten versuchten sich einige,

die so genannten „radikalen“ (u.a. Ghana, Guinea, Tansania), mit einer durchaus ernst gemeinten, auf ehrgeizigen Industrialisierungsprojekten basierten Politik der wohlfahrtsstaatlichen Entwicklung. Spätestens Ende der 1970er Jahre waren all diese Versuche an den Gegebenheiten des Weltmarkts gescheitert. Die Unterschiede zu den „gemäßigten“ Staaten, die „von Anfang an die ihnen vom Weltsystem zugewiesene Rolle als Durchlaufröhre für Rohstoff- und Warenflüsse“ angenommen hatten (54) und in denen die Sicherung der Akkumulation in den herrschenden Eliten die alles überragende Priorität genoss, verschwanden. Autoritäre Verhältnisse, Quasi-Einparteistaaten und großflächige gewalttätige Konflikte waren trotz der Etablierung eines Systems freier Wahlen nahezu überall die Regel.

Fortdauernde extreme Ungleichheit ist in der Bilanz das hervorstechendste Merkmal der Sozialstruktur des heutigen Afrika. Zwar ist der Anteil der in extremer Armut Lebenden 2012-2020 um 6 Prozentpunkte auf 36 % gesunken, absolut aber ist die Zahl der Armen noch einmal um 100 Millionen Menschen angewachsen; demgegenüber verfügen 10 % der Bevölkerung über knapp 60 % der Einkommen. Die Ursache hierfür sieht Sonderegger in der Struktur der kapitalistisch organisierten Weltwirtschaft, die „auf der Ungleichheit zwischen verschiedenen Weltregionen, zwischen an verschiedenen Orten situierten Arbeitnehmern [...] und verschiedenen Branchen und Warenketten basiert“, weshalb in ihr „jede Politik, die Ungleichheit fördert, willkommen“ ist (95).

In den fünf auf die Einleitung folgenden Kapiteln geht es um Einzelfallstudien, die der beispielhaften Veranschaulichung der dort angestellten Überlegungen dienen sollen. Besonders lesenswert fand ich dabei das Kapitel über Leben und Werk von *Africanus Horton*, einem sehr zu Unrecht ziemlich in Vergessenheit geratenen Urvater der sozialwissenschaftlichen Afrikaforschung. Dieser wurde 1835 als Sohn von in die Sklaverei entführten, aber von der britischen Marine befreiten nigerianischen Eltern in der Nähe von Freetown, Sierra Leone, geboren. Die *Church Missionary Society* daselbst ermöglichte ihm ein Studium der Medizin am *King's College* in London, nach dessen Abschluss er 1859 nach Westafrika zurückkehrte und bis 1880 als Arzt im Dienste der britischen Marine arbeitete. Daneben entfaltete er eine ausgedehnte schriftstellerische Tätigkeit, in der es ihm vor allem um drei Themen ging: die heute noch erstaunlich aktuelle Widerlegung der damals ins Kraut schießenden Rassentheorien, die argumentative Begründung der Forderungen nach afrikanischer Selbstregierung sowie nach Gleichheit und Gleichwertigkeit aller Menschen. Er war, in summa, ein rundum „moderner afrikanischer Denker“ (180).

In der Grundsatzüberzeugung, dass die neuere Geschichte Afrikas (oder Asiens oder Lateinamerikas) nur aus der Geschichte seiner durch Kolonialismus und Machtasymmetrie geprägten Beziehungen zum Globalen Norden zu verstehen sei, liegt Sonderegger mit den „Postkolonialisten“ auf einer Linie. Angesichts dessen erscheint die Schärfe seiner Postkolonialismus-Kritik im letzten Kapitel einigermaßen überraschend: Dieser sei durch und durch essenzialistisch und verstärke durch den „Rückgriff auf Schwarz/Weiß als Kategorien des Identitätsverständnisses ... die Verbreitung des Hautfarbenrassismus“ (263). Ganz aus der Luft gegriffen ist das nicht, der gleiche Verdacht drängte sich auch mir bei der Lektüre postkolonialer Schriften

hin und wieder mal auf. Als generelles Urteil aber ist es viel zu pauschal, bedürfte weit ausführlicherer Diskussion und detaillierterer Begründung mit konkreten Textanalysen. Knappe acht kaum ausgearbeitete Seiten im fünfzigseitigen Schlusskapitel sind angesichts der Brisanz der formulierten Kritik viel zu wenig.

Dies war allerdings das einzige Haar, das ich in der Suppe fand. Ansonsten ist der Band als Einstieg in die sozialwissenschaftliche Afrikaforschung uneingeschränkt zu empfehlen.

Gerhard Hauck

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v42i1.17>

Franz Halbartschlager, Andreas Obenaus & Philipp A. Sutner (Hg.):
Seehandelsrouten. Wegbereiter der frühen Globalisierung. Wien:
 Mandelbaum 2019, 252 Seiten (<https://doi.org/10.1515/hzhz-2020-1429>)

Dass Globalisierungsprozesse weit länger zurück reichen als die oft kurzatmige Debatte etwa seit den 1990er Jahren vermuten lässt, ist eine inzwischen in interessierten Kreisen durchaus verbreitete Erkenntnis. Die konkreten Abläufe und regionalen bzw. transregionalen Zusammenhänge einer „Protoglobalisierung“ (9), wie sie hier in den Blick gerückt werden, verdienen daher Interesse und können zweifellos auch eine erhebliche Faszination ausüben. In acht Kapiteln werden in grober chronologischer Reihenfolge und gleichsam von Osten nach Westen wichtige Beispiele für spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Handelsbeziehungen und Transportwege präsentiert.

Den Anfang macht das Südchinesische Meer, dessen unterschiedliche Handelsrouten *Roderich Ptak* detailliert erläutert. Die Bedeutung der Region besteht nicht zuletzt in ihrer Rolle als „Segment der ‚Maritimen Seidenstraße‘“ (15). Es schälen sich insbesondere eine westliche, an den Küsten Indochinas sowie eine östliche Route grob entlang der Westküsten der Philippinen heraus. Ptak vergisst nicht den durchaus aktuellen Hinweis auf die Vielzahl von kleinen Inseln und Sandbänken, die das Navigieren erschwerten – und heute eine strategische Rolle spielen. Wie er dann anhand chinesischer Quellen eindrücklich zeigt, war die Westroute weitaus am wichtigsten; auf ihr wurden Handel und Diplomatie kombiniert. In beiderlei Hinsicht kam die Hegemonie Chinas deutlich zum Ausdruck. Zugleich zeigt sich auch die uneinheitliche Quellenlage, die wiederum Aussagen über China deutlich leichter macht als etwa über das Reich Srivaja im heutigen Indonesien.

Anders als in diesem überaus instruktiven Beitrag erfahren wir in den folgenden eine Menge nicht nur über die benutzten Routen, sondern auch über die gehandelten Waren, über die Organisation sowohl des Handels wie der Seefahrt sowie auch einiges über die Technik der eingesetzten Schiffe. *Stephan Köhler* zeigt dabei zunächst, wie der „mittelalterliche Atlantikhandel“ ausgehend von den Messen in Nordost-Frankreich, zumal in der Champagne überhaupt ab dem ausgehenden 13. Jahrhundert allmählich zu einem Seehandel wurde, nachdem er die Pole Norditalien und Flandern anfangs vor allem über die beschwerlichen Landwege verbunden hatte. Die Verlagerung war durch ein Bündel von Ursachen bedingt, zu denen nicht zuletzt neue